

Das Wunder.

Eine Adventsgeschichte von L. Winfeld.

In das Fenster strahlt — in der Fassung der rosig überhauchten Wolken einem riesigen, durchsichtigen Saphir gleich — der von Sturm und Schnee kalt-klar gewaschene Himmel.

Vom Kirchturm, dessen Spitze sich schwarz in den blauen Himmel bohrt, wehen halbverwischte Glockenklänge. Jrgendwo im Hause tönt die silbern-stille Weise einer Spieluhr aus Großmutter's Zeiten.

Im Zimmer duften die Tannenzweige. —

Überall stehen sie, in Vasen und Schalen, auf Tisch-

chen, Etageren, und purpurne Beeren der Ebereschen schmiegen sich kosend an die feinen, grünen Nadeln. Weihnachtsträume schaukeln sich auf den Tannenzweigen.

Die Frau im langen, weichen Hauskleid, deren Hand streichelnd über den Strauß vor ihr auf dem Schreibtisch gleitet, ist ganz im Banne dieser Träume. Bewußt hat sie den Weihnachtszauber heraufbeschworen.

Bei ihrer Wanderung über Feld, auf der sie im Kampf gegen den heulenden Wind etwas wie Befreiung von



Ein Massentransport der Franzosen und Engländer in den Straßen Villes. Die Franzosen tragen ihre neue feldgraue Uniform mit dem neuen Stahlhelm.

der Schwermut erlangte, die Grundstimmung ihrer Seele geworden, begegnete ihr der Wagen mit Tannenzweigen.

Der Wind hüllte sie in eine Wolke von harzigem Waldgeruch, und sie dachte plötzlich daran, daß es nun bald Weihnachten ist. — Weihnachten — so ganz anders wie in den vergangenen Jahren.

Wie eine warme Welle flutete Sehnsucht über sie hin. Sehnsucht, so etwas wie Vorweihnachtsfreude zu genießen. Das Fest selbst würde ihr ja doch nur Trauer bringen.

Und sie erstand eine ganze Ladung der grünen Weihnachtsboten.

Das blasse Stimmchen der Spieluhr ist verstummt, Kinderfüße trappeln vor dem Hause, entfernen sich in lustigem Trapp die Straße hinauf. Eine Frauenstimme singt in der Küche ein paar Takte: „O du fröhliche, o du selige —“. Dann Stille.

Bedächtig tritt die Uhr auf dem Schreibtisch. Zwischen den duftenden Zweigen schwebt Erinnerung her und hin. Flüsternd neigt sie sich über die träumende Frau.

„Weißt du noch? — Vor zwei Jahren war jetzt gerade der große Umzug, der dich so verdroß. Wie du weintest, das Fest nicht in der kleinen, dir lieb gewordenen Stadt erleben zu können. So hart traf dich der Versehungs-befehl. Und die weite Reise mit den Kindern im Winter!“

Die Erinnerung schweigt eine Weile. Denn die laufende Frau ist sehr bleich geworden und hat den Kopf tief in die Hand gesenkt. Dann beginnt sie wieder, schmeichelnd, tröstend.

„Aber dein Mann — du weißt doch, was für ein sonniges Gemüt er hatte — nahm dir unverdrossen jede Last ab. Wie sorglich er die Reise vorbereitete! — Du streiftest trotzdem dein Mürrischsein nicht ab.“

Einen Tag vor Weihnachten kamt ihr in der fremden, großen Stadt an. Du hattest keine Lust, in Eile eine Bescherung zu improvisieren. Trübe, untätig sahest du am Heiligabend mit den verwunderten Kindern in der unaufgeräumten Stube zwischen Bettsack und ungeöffneten Kisten.

Da sprang dein Mann herein. In der einen Hand hielt er einen Strauß prächtiger Rosen, in der andern ein brennendes Tannenbäumchen.

Weißt du noch, wie seine Fröhlichkeit ansteckend wirkte? Die Kinder jubelten. Du selbst begannst unter Tränen zu lächeln, und schließlich feiertet ihr noch das gesegnetste aller Feste.“

Die Erinnerung schweigt diesmal lächelnd. Denn auf dem Antlitz der Frau liegt ein Abglanz von Freude. Nur zögernd fährt sie fort zu sprechen.

„Dann kam das Schreckliche. Deine beiden Lieblinge wurden dir nacheinander durch den Tod entzissen. Wie hättest du — ohne zu verzweifeln — den Schmerz tragen sollen, hätte dein Mann mit seiner reichen Herzengüte dich nicht zu trösten verstanden!“

Dann kam der Krieg — — — Die Erinnerung verstummt und flattert erschreckt davon. Zu tief ist der Schmerz im Antlitz der Frau.

„Die Toten kehren nicht wieder“, murmeln die blassen Lippen. „Kein Wunder geschieht. — Seit sieben Monaten keine Nachricht — — und dies verlegene Achselzucken der Beamten im Nachweissbureau!“

Sie tritt ans Fenster und zerpfückt die feinen Ästchen des Straußes in ihrer Hand. Sie lehnt die heiße Stirn an die Scheiben.

In schimmernder Weite dehnt sich vor ihr das Schneefeld. Nichts in der großen Fläche, woran der Blick sich windt stößt. Am Horizont, wo die in Sonnengold getauchten Wolken die Erde küssen, ein seltsam hoffnungsvolles Glühen, als wäre es nun vorbei mit Not und Dunkel der lichtlosen Tage. Heimlich frohe Gedanken scheinen in der still gewordenen Luft zu hängen. Ein Warten — — „Die Sonn' geht wieder in die Höh'!“ —

Durch die Seele der Einsamen irrt ein Wehnen. Ihre Sonne geht nie mehr in die Höhe! —

Die leere, weiße Straße herauf, die das Feld durchschneidet, bewegt sich ein schwarzer Punkt. Die Frau beobachtet sein Näherkommen anfangs ohne Interesse. Dann muß sie trotz ihres Kammers lächeln.

Wie ameisentein ist der Mensch, aus der Vogelperspektive gesehen! — „Und so klein ist auch wohl nur mein Leid, über das ich nicht hinweg zu kommen meine!“

Der Näherkommende trägt etwas in der Hand, Zweige, die seine Gestalt beschatten.

„Der Birnamwald rückt auf Dunsinane heran“, zitiert die Einsame lächelnd ihren Shakespeare. Sie wundert sich selbst über ihr Lächeln. Hat die Weihnachtsvorfreude der Natur auf sie eingewirkt? —

Der Mann mit den Zweigen ist jetzt an der Hausecke angelangt. Er trägt feldgraue Uniform. Etwas in seinen Bewegungen weckt von neuem wehe Erinnerungen in der Seele der Frau. Sie tritt vom Fenster zurück und beginnt, die Tannensträuße aus den Vasen zu nehmen.

Der Traum ist aus. Kein Wunder geschieht. Nichts soll sie an Weihnachten mahnen.

Einen Berg von Zweigen hat sie geschichtet. Da schrillt die Klingel. Die Frau hört die Schritte des Mädchens im Gange, das Öffnen der Tür. Und dann — eine Stimme — —!

Sie muß sich setzen. Ihre Glieder zittern. Alles ist so unwirklich. Sie greift in das stahlige Grün, als müsse sie sich daran festhalten.

Die Tür geht auf. Der Mann mit den Tannenzweigen steht vor ihr — ihr Mann! —

Er atmet wie träumend den herben Duft im Zimmer, legt seine Zweige zu den übrigen am Boden und nimmt die Frau in seine Arme.

„Du — — du bist nicht tot?“ — Sie betastet unglaublich sein eingefallenes Gesicht, sein schlohweiß gewordenes Haar.

„Du — du lebst? — O, das Wunder!“

„Weihnachtswunder!“ — Das alte, sonnige Leuchten ist in seinen von heimlichen Tränen ausgewaschenen Augen.

„Ich war gefangen — in Feindesland. Keine Möglichkeit, dir Nachricht zu geben. Doch das erzähle ich dir später. Zunächst“ — die Schelmerei, welche sie so gut kennt, zuckt um den blassen Mund — „wollte ich dich überraschen, dir Weihnachtsstimmung machen. — Aber ich sehe: Die Zweige haben das Wunder schon vollbracht.“ Er deutet auf den duftenden Berg am Boden.

Sie schlingt, vor Glück schluchzend, die Arme um seinen Hals.



Deutsche Mütter.

Germanias Fahnen rauschend wehn:

„Deutsche zusammen.“

Durch Mutterherzen Schwerter gehn

Wie zündende Flammen.

Im Kinderkleidchen seh ich dich,

Mein Sohn vor mir stehn —

Nun mußt du zum Kampf. Ich denk nicht an mich:
Die Fahnen wehn!

Es braust und brandet das deutsche Meer,

Sturmvoegel fliegen

Von Ost und Westen drohend daher.

Doch Deutschland wird siegen!

Und ob uns Müttern das Herz auch bricht —

Tapfer wir stehn!

Wir deutsche Mütter, wir zagen nicht:

Die Fahnen wehn!

Gedda v. Schmid.



Krippe und Krippenspiel.

Eine vorweihnachtliche Plauderei von A. Burg.

Die Krippe, das ursprünglich als ein ganz gewöhnlicher Futterkorb nur gering geachtete Stallgerät, wurde, seit die christliche Gemeinde das Geburtsfest des Heilandes feierte, ein Symbol dieses Festes und ist als solches viel älter als das neue, erst seit ungefähr 150 Jahren übliche Symbol des im Glanz der brennenden Kerzen erstrahlenden Weihnachtsbaumes. Das Wort Krippe ist deutsch, hieß im Althochdeutschen krippa, mittelhochdeutsch krebe und bedeutet Korb, also einen Korb, in den man das Futter für das Vieh schüttete. Als das Volk den Wunsch zu hegen begann, die heiligen Geschichten nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, als man anfang, darum die Begebenheit der Anbetung der Hirten und Weisen in der Kirche bildlich darzustellen, erhielt die Krippe, in welche Maria das Jesuskind gebettet hatte, den ersten Platz in dieser Darstellung und gab der ganzen Feier den Namen. Man ging in die Kirche „zur Krippe“, man hörte und sah das Krippenspiel, man baute schließlich die Krippen in den Häusern auf und sang Krippenlieder.

Die Krippe bildete auch den Mittelpunkt zahlreicher Weihnachtslieder, wie es in einem der ältesten, aus dem 5. Jahrhundert, welches der Kirchenvater Sedulius (natürlich im lateinischen Text der Kirchensprache) verfaßt hat, heißt:

„Auf Heu zu liegen dünkt ihm gut,
Wo er in niederer Krippen ruht“ usw.

schwebten. Zur Erhaltung und Verschönerung der Krippen in den Kirchen trugen oft die Gemeinden besondere Gaben bei, selbst Regale wurden zu diesem Zwecke den Kirchen zugewendet. Der berühmte Wallfahrtsort Arams hatte sogar an seiner Krippe die Gegend von Bethlehem wahrheitsgetreu nachbilden lassen.

Es lag in der Natur der Menschen, die sich gern ein Symbol des liebsten ihrer Feste aus der Kirche mit in ihr Haus nehmen wollten, die Krippe daheim aufzubauen. Der Phantasie war ein weiter Spielraum gelassen. Ein reicher Bürger in Bozen in Tirol gab für die über alle Begriffe kostbare Krippe für sein Haus die Summe von 10 000 Gulden aus.

Nicht selten aber wurden und werden die Krippen, wie der Schmuck des Christbaumes, von den Familiengliedern selbst verfertigt. In früherer Zeit war das ganz besonders üblich. Man sammelte schon im Sommer und Herbst immergrünes Waldmoos dazu, holte feine Tannen- und Wachholderzweiglein, Stechpalmen und Efeulaub. Die Figuren wurden oft roh geschnitten, oft waren es fingerlange Gelenkpuppen, oft solche von Pappe. Die Kleidung entsprach wenig den morgenländischen üblichen „Gewändern.“ Es tat der Phantasie keinen Abbruch, wenn Joseph und Maria, sowie die Hirten nach Tiroler Art gekleidet erschienen. Aber dem Haupte Marias und des Kindes, oft auch Josephs, fehlte der Heiligenschein aus Goldpapier nicht. Auch die Tiere durften nicht vergessen werden, Ochs und Esel, hier und dort auch das Pferd, wurden aufgestellt und schließlich das Ganze durch Kerzen erleuchtet. Im Hintergrunde, gleichsam erst den Weg zum Stall suchend,



Verladen der Bagage auf einem Bahnhof in Westen.

und in einem aus dem 14. oder 15. Jahrhundert:

„Der Krippe Heu sein Lager ist,
Doch herrscht er ohne Ziel und Frist,
Hat Ochs und Esel mit Verstand
Doch in dem Kind den Herrn erkannt.“

Ganz allgemein wurden die Krippen in den Kirchen durch den heiligen Franziskus von Assisi, der drei Jahre vor seinem 1223 erfolgten Tode mit päpstlicher Erlaubnis in der Kirche eine kostbare Krippe aufrichten ließ. Nichts fehlte, weder Ochs noch Esel, weder der verkündigende Engel noch der Stern, weder die Hirten noch die Weisen aus dem Morgenlande. Alles Volk strömte herbei, aus dem Dunkel der Dezembernacht trat es in die sonst nur schwach erleuchtete Kirche und sah mit einem Male dann, bestrahlt von vielen Kerzen, das Krippenbild vor sich. Franziskus selbst hielt den Gottesdienst und predigte von dem „Kind in der Krippe zu Bethlehem“. Vielleicht hatte er die Krippe aufgestellt, um das Bild dem Volke anschaulicher zu machen, besonders die Armut des Herrn, in der er auf die Erde gekommen war.

Eine prachtvolle Krippe aus weißem Marmorstein hatte die Kaiserin Helena, die nach der Ueberlieferung in Jerusalem das Kreuz des Heilandes fand, schon in der Kirche Mariae de praesepe zu Bethlehem aufstellen lassen, mitten in der Höhle, die für die Geburtsstätte des Heilandes ausgegeben wird, und die bekanntlich Eigentum der Türken ist und von türkischen Wachen bewacht wird. Weil nun der Stall, in dem das Jesuskind das Licht der Welt erblickte, eine Grotte oder Höhle war, so lehnte sich die Vorstellung der Krippen in den Kirchen des christlichen Morgenlandes daran an und bestand in einer Grotte oder Felsenhöhle, während aus dem „Stall“, den die abendländischen Kirchen bevorzugten, vielfach palastähnliche Gebäude wurden, nicht selten mit Marmorwänden und Triumphbogen als Eingang. In den Häusern wurde allerdings die Krippe meist als wirklicher, wenn auch etwas idealisierter Stall gedacht, vielfach nach vorn ganz offen, damit alles zu sehen war, mit Schindeldach oder Strohdach, über dem die Engel

wurden die Könige plazierte, unter denen der „Rohrentönig“ nicht fehlen durfte. Ebenso wenig der Stern, der über der Krippe angebracht wurde. Wer eine besonders schöne Krippe aufgestellt hatte, dessen Haus war oft der Sammelpunkt der ganzen Gemeinde oder des ganzen Ortes, das Zimmer wurde nicht leer von Besuchern. Meist blieb die Krippe bis zum 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstage, stehen. Die Krippe war viel eher ein Teil des Weihnachtsfestes, als die Bescherung, und ärmere Leute, die an keine Geschenke denken konnten, waren vergnügt, wenn sie ihren Kindern wenigstens ein „Kripplein“ herrichten konnten.

Chemals über ganz Deutschland verbreitet, hat später, besonders im Norden, der Weihnachtsbaum die Krippe verdrängt, vielfach jedoch findet man auch beides vereint, zu Füßen des Weihnachtsbaumes hat die Krippe ihren Platz. Ja, im allgemeinen scheint der alte Krippenbrauch, allerdings als eine Vereinigung mit dem Weihnachtsbaum, wieder aufzuleben. In den nordischen Reichen, Schweden, Dänemark, Norwegen, sind die Krippen noch seltener, fast gar nicht üblich. Dort haben sich ja mit der Sitte des „Zulappens“, das an Stelle der Bescherung üblich ist, im Volksbrauch besonders die Sitten früherer heidnischer Feste erhalten, wenn auch die Kirche ihre erhebenden, schönen Christfeiern hat, zu denen die Leute aus den entferntesten Ortshäusern, oft auf den schwierigsten, verschneiten Wegen, herbeiströmen.

Früher kannte man auch „wandernde Krippen“. Kleine geschäftstüchtige Knaben zogen mit von ihnen selbst hergerichteten Krippen in den Ortshäusern umher, ließen sie sehen, sangen Weihnachtslieder dazu und wurden dafür mit Pfeffernüssen, Äpfeln, Nusswerk oder Geld beschenkt. Es war dies eine Art des volkstümlichen „Dreikönigssingens“ und der Fastnachts- und Neujahrsfänger anderer Gegenden.

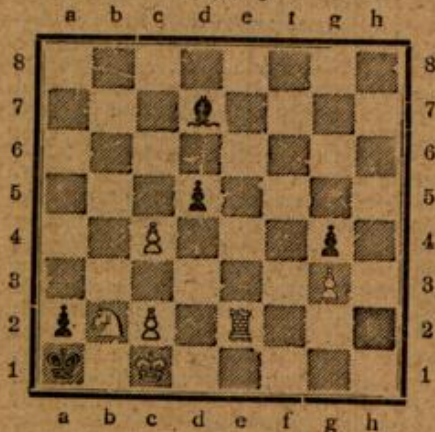
Neben dem Weihnachtsbaum, dem neuen Symbol des Weihnachtsfestes, wird die Krippe, das alte Symbol, doch stets einen Platz finden, solange das Volk Sinn und Liebe hat für die Symbole seiner Feste.



Ein von den Russen bei Landrowo gesprengter Eisenbahnviadukt, 21 Meter hoch auf der Strecke nach Danaburg, der durch unsere Eisenbahner innerhalb 8 Tagen wiederhergestellt wurde.

Unsere Rätselecke

Schachaufgabe.
Von B. Hülsen.
Schwarz.



Weiß setzt in drei Zügen matt.

Gleichklang.
So einer war mein Kamerad
In mancher heißen Schlacht.
Und als ich verwundet, leblos fast
Im Sattel hing, hat er in Hast
Mich glücklich zurückgebracht.

Und einer saß am Wiesenrand
Bunt leuchtend im Sonnenschein.
Fort flog er, als ich mich genaht!
Und einer schlüpfte über den Pfad,
Die Erde schluckte ihn ein.

Rahmenrätsel.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur lassen sich so ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Einen gefeierten Ritter, dessen Name aus der Zeit Karls des Großen bekannt ist.
2. Einen Monat.
3. Eine Stadt in Ostpreußen.
4. Einen Feuerwerkskörper.

Die senkrechten Reihen sollen nennen:

1. Einen Tyrannen von Syrakus, dessen

Name in einer Ballade von Schiller erwähnt wird. 2. Eine Schußwaffe. 3. Einen Staat bezw. Fluß der nordamerikanischen Union. 4. Eine Bezeichnung für dürres Holz.

Logogriph.

Sind noch so tapfer sie im Streite,
Das Recht ist nicht auf ihrer Seite.
Die Sache, für die sie kämpfen, ist schlecht,
Und das hat sich noch immer gerächt:
Sind kopflos sie: das möchten auf Erden
Viel arme Schlucker tun und werden.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in voriger Nummer.

Bilderrätsel: Hauptkesselschöß.

Rätsel: Morgen, Morfe.

Logogriph: Erobert, Robert.

Kapselrätsel: Pilsen, Ise.

Tauschrätsel:

Ochse, Hohn, Born, Welle, Karte, Wand,
Reim, Oper, Ruf, Zink, Rebe, Rind,
Wein, Segen, Mitte, Stern, Eugen.
Ohne Kampf kein Sieg.

Zweifelbige Scharade: Handwerk.

Neue Reichhalle

№ 1

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1916.



NEUJAHR 1916

Nun stehn wir an des Jahres
Wende
Und blicken ernst und still zurück —
Und falten schweigend unsre Hände —
Versunken ist viel reiches Glück . . .

Die Kriegesfackeln sind verglommen
Noch nicht in diesem schweren Jahr,
Gar manchem hat der Tod genommen,
Was seines Herzens Kleinod war.

Nach oben laßt uns stetig schauen,
Dann wachsen Schwingen Herz und
Sinn —
Auf Gott und eigne Kraft vertrauen
In echtem deutschen Heldensinn.

Auch in den allerschwersten Tagen
Uns selber zwar oft unbewußt —
Fiel edle Saat — die Früchte
tragen
Dereinst noch wird — in unsre Brust.

Ins tiefe Tal, in dem wir wandern,
Kommt endlich doch der Sonnen-
schein,
Und vor dem herben Leid des
andern
Dünkt uns das eigene so klein . . .

Die Hoffnung soll und darf nie
schwinden,
Der feste Grund, auf dem wir bauen,
Es soll uns stark und mutig finden
Das Jahr, dem wir entgegenschau.

Gedda von Schmid.

Der Arzt des Lebens.

Roman von Käthe Lubowski.

I.

Dieser sturmerfüllte, graue Wintertag hatte eigentlich dem Rittergutsbesitzer Kremnitz auf Hohen Jamzow in Pommern keine neuen Sorgen zugetragen. Denn nach all dem Schweren, das das Schicksal auf die Schultern des Sechzigjährigen gepackt hatte, konnte es doch als kein neues, großes Unglück mehr gelten, daß gerade vor einer Stunde das junge Schimmelgespann mit dem Milchwagen durchgegangen und dabei in der mit Wasser gefüllten Rastgrube umgekommen war.

Den Begriff eines Unglücks war man aber gewohnt seit länger als einem Jahr, auch hier anders zu verstehen, und doch pochte zur Dämmerstunde der harte Finger der alten Wamsell eine Druschka emsig an die Tür, hinter der Luise Kremnitz, des Gutsherrn einzige Tochter, heute — wie alle Tage — ohne Licht kauerte. Denn jeglicher Brennstoff mußte gespart werden, wo es nur immer angehen mochte.

Kein Wort ertönte dazu aus dem alten Munde, der längst verlernte, zu klagen. Nur die Hand tat ihre Schuldigkeit und erhielt auch endlich die gewollte Antwort. — Knarrend öffnete sich die Tür und ließ eine hohe, starke Mädchengestalt sehen, deren reiches Haar in silberweißem Schein durch das Grau des sinkenden Tages leuchtete.

Und jetzt sprach auch das alte Mädchen:

„Kommen Sie schnell herunter, Fräulein Luise, dem Herrn geht es schlecht!“

Da stieg die Sechszwanzigjährige die schmale Treppe vor der andern voraus. Doch kein Zug der Angst verriet, daß sie um den Vater Leid trage. Sie tat auch keine Frage. Wenn das Schicksal so viel Antworten schuldig blieb, wie es Luise Kremnitz geschehen war, der spart sich solche Mühen. Ohne Zögern trat sie in des Vaters Arbeitszimmer ein. Das mutete seltsam kalt und unwohnlich an. Auf der weißgeschuerten Diele lagen keine wärmenden Teppiche. Die hellen Möbel aus dem Holzalter, hier auf Hohen Jamzow vor vielen Jahren gepflanzt und auf diesem Grund und Boden bis zur Vollendung des Zweides erstarkten Birnbäume wirkten kalt und allzu sauber. — Ein paar wertvolle Hirschgeweihe stachen machtvoll an der Längswand in die von heißendem Tabaksqualm erfüllte Luft des hohen Gemachs. Einst hatte Luise Kremnitz unter den qualmenden Wolken wohl ängstlich und warnend gesagt: „Du sollst doch nicht so viel rauchen, Vater.“

Jetzt sparte sie sich längst auch dieses. Das einzig Warme und Lachende hier war das Bild des jungen, blonden, starken Riesen, das, ebenfalls in einem hellen Rahmen aus heimatischer Birke, zwischen den beiden Kronen der stolzen Sechzehnjährigen herabsah. Es stellte Georg Heinrich Kremnitz, den einzigen Sohn und Bruder, dar. Er trug hier noch das grau-grüne Ehrenkleid des Jägers und den federn Hut mit der Spielfeder. Jetzt ging er längst wiederum in Graugrün, aber er stand in den Jagdgründen Serbiens, und seine letzte Nachricht war von Semendria gewesen und also auch schon alt. — Auf Luise Kremnitz Gestalt fiel jetzt der Schein der hellen Lampe und ließ das Silberweiß auf ihrem Haupt erneut leuchten. Aber es zeigte auch das andere unerbittlich, nach der Art des Lichtes, das die Lüge nicht kennt. — Ihre linke Gesichtshälfte war von einem flammend roten Muttermal überdeckt, während die andere die reine, wundervolle Schönheit einer deutschen Frau aufwies.

Jetzt trat sie schnell auf das Ruhebett zu, das eigens für solche Anfälle geschaffen war und auf niederen Füßen stand, damit die schwere, wuchtige Gestalt des Jamzower Herrn ohne Männerhilfe in nötigen Stunden darauf gebettet werden konnte.

Jetzt lag er bereits keuchend und leise wimmernd da, die Stiefel mit dem Rot der aufgeweichten Wege

noch an den Füßen, und schien die eintretende Tochter gar nicht zu bemerken.

Luise Kremnitz wußte längst, daß der schwer Leidende jegliche mitleidsvolle Frage nicht vertragen konnte, und machte sich darum schweigend an das Samariterwerk. Die Hüllen, die den Atem noch mehr einengten, fielen. Kalte Umschläge wurden auf das hochklopfende Herz gelegt, und allmählich verloren die weitgeöffneten Augen das Starre, richteten sich auf die Mädchenhände und blieben da haften.

Still und sicher tat Luise Kremnitz ihre Pflicht. Aber sie tat sie, als habe ihr Herz keinen Teil daran.

Es schien auch diesmal wieder vorüberzugehen wie sonst. Denn der Jamzower Herr richtete sich nach einer Weile auf, stützte sich auf die Ellenbogen und sagte laut und fest:

„Ich werde Jamzow nun doch kaum länger halten können, Luise! Schreib mal an den alten Direktor der Landschaft, was ich dir sagen werde. . .“

Sollte sie gehorchen? War es nicht ein Wahnsinn, daß der Vater sich sogleich nach einem augenscheinlich recht schweren Anfall zur geistigen Arbeit, die noch dazu so viel Aufregung mit sich brachte, entschloß? War es nicht ihre Pflicht, zu warnen und sich mit aller Kraft zu widersetzen, um den Leidenden zu schonen?

Aber da war auch schon die Antwort gegeben. Aus ihrer wehen, müden Seele heraus kam sie und sagte unerbittlich:

„Spar dir alle Mühe. Fang nicht wieder die alte Geschichte an. Du bist ihm doch nichts. Der andere . . . der stolze, schöne Sohn, der besitzt sein ganzes Herz. Tu, was er dir sagt. . .“

Und sie schritt an das alte Zylinderbureau, hob die Rolle, zog die Platte heraus und nahm langsam Platz. Wie im Traum tat sie das alles. Keine Frage kam über ihre Lippen. Die Feder senkte sich in die Tinte, der Bogen lag gebreitet, und nun wartete Luise Kremnitz auf den letzten harten Entschluß ihres Vaters.

Sie wartete lange. Keuchend — stoßweise ging wieder der Atem aus der breiten Brust. Aber endlich wurden doch die Worte geboren, mit denen sich der Jamzower Herr seiner Würde als Gutsherr entkleiden wollte.

Wie ein Kommando, das der Wind zerriß und nur schwer verständlich machte, klang Satz um Satz zu dem schreibenden Mädchen hinüber:

„Ich sehe mich wiederum diesmal außerstande, pünktlich die Zinsen der Landschaft zu zahlen, und will nicht weiter von dem Gebot des Gnadenausschubs Gebrauch machen. Ich besitze weder genügende Leute, um eine sachgemäße richtige Frühjahrseinstellung vorzubereiten zu können, noch die Geldmittel, mir neue Maschinen und gesundes Saat Korn an Stelle des mir vom Sommerregen verdorbenen einzukaufen. — Meine letzten beiden jungen Pferde sind mir heute durch ein Unglück gefallen. Hilfe habe ich in der Wirtschaftsführung zudem keine. Ich stehe ganz allein, seitdem mein Sohn als Oberleutnant der Reserve mit der Führung einer Batterie beauftragt worden ist. Und kann es als anständiger Landwirt nicht länger schaffen. Darum soll meine Scholle an den Meistbietenden veräußert werden. Es ist möglich, daß ich verfrüht handele. Aber ich weiß mir keinen Menschen, der mit mir trägt, und kann allein nicht weiter. . .“

Luise Kremnitz hielt plötzlich mitten im Satz inne und wandte den Kopf nach dem Vater hin. — In ihr war ein seltsam angstvolles Gefühl. Brennende Scham riß sie vom Sitz auf, zwang sie zu dem Vater hin. Aber der hob die Hand. Stark und behaart sah sie sie als eine Wand zwischen sich und ihm errichtet. Und wollte sich doch nicht zurückhalten lassen. Wollte zu ihm und . . . Ja, was denn? — Was wollte sie sagen — tun — womit ihn trösten? Sie war ihm ja doch nichts. War ihm niemals etwas gewesen. Hatte er das nicht soeben klar genug zum Ausdruck gebracht. . .?

(Fortsetzung folgt)

11. No.
über die
und Sat
Bei
an den
Berlader
folgende
für für
für für
für für

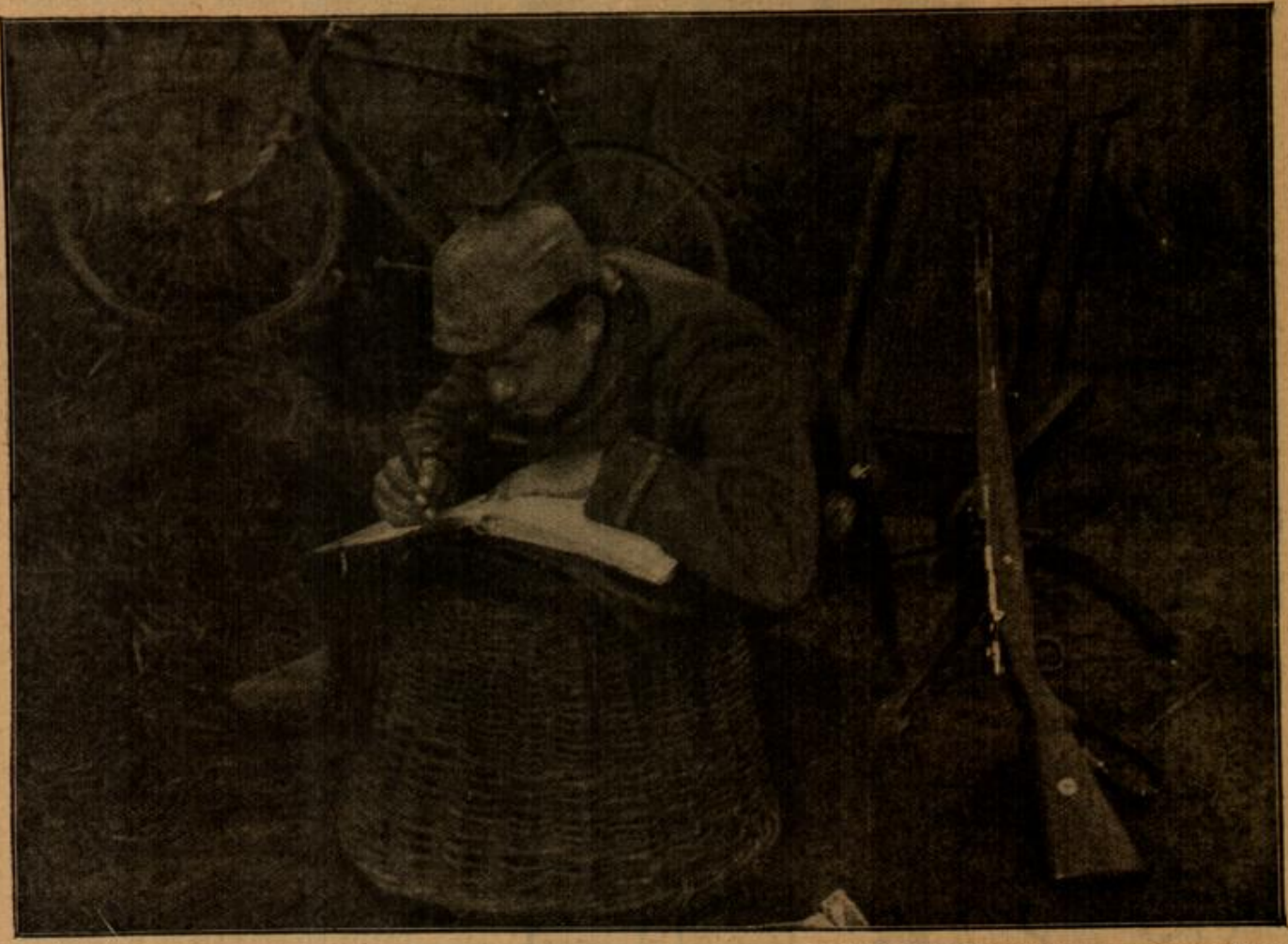
Frau W.
alles verfi
handeln.
mensbesich
Befügung
kannte kein
erwartet g
eine Erbsch
lücklich. Er
Andenten d
aller Euer
auch hier e
des Kreisv
ein. Natur
nur eine ga
auch schon
verlangte e
lauf des H
Hier g
Zeit zu find
sollten geie
machen. Es g
teft. Es ga
lie den feste
und dem
innere Stimm
hen. Warr
durchlegen
In den
herangewar
tunge Fre
legenheit a
ten. Magda
blüht. Ma
in ihrer Ar
oblegmatif
war Marie



Neujahrsgruß in die Heimat.

Er war geradelt von früh bis spät . . .
Da kam es urplötzlich wie hergeweht
Durch Flammen und Trümmer und Kriegs-
gebraus:
„Dein armes Schätzchen, das wartet zuhaus,
Du hast deinem Mädel, dem blonden und
lieben,
Noch keinen Glückwunsch zu Neujahr ge-
schrieben!

Er springt vom Rade, . . . die Zeit, sie
drängt, —
Doch da ihm gerade ein Obdach geschenkt,
Die alte, zerschossene Scheune, . . . hur-
rah, . . .
Das gibt heut die beste Gelegenheit ja,
Geschützt vor Schnee und der Feinde Rän-
ken
Des fernen, einsamen Bräutchens zu denken.



„Mein lieber Schatz, . . . ein Jahr ist vorbei,
Und immer noch bin ich dir gut und treu,
Und immer noch kämpfen wir tapfer und
schwer,
Ach, . . . wenn doch der Krieg erst zu Ende wär,
Und uns sei das Eine zu Neujahr beschieden:
„Ein guter, gesegneter, glorreicher Frieden!

Dann, Liebste, . . . juchheißa, . . . dann sollst
du mal sehn,
Wie alle Sorgen im Winde verwehn,
Und ist es nicht Ostern, wirds Pfingsten sein,
Dann bauen wir unser Nestchen zu zwein,
Dann läuten die Glocken, dann blühen die Auen,
Und dich macht zur seligsten aller Frauen
dein Fritz!“

Silvester-Gebräuche in der Schweiz. Im Kanton Glarus bringt schon der Silvestermorgen eine Ueberraschung. Von den Hausgenossen trachtet jeder so früh als möglich aufzuwachen und schleicht sich leise in die Wohnstube, wo oft schon von 4 Uhr an die Familie sich nach und nach versammelt, um abzuwarten, wer zuletzt eintreffen werde. Dieser letzte Ankömmling wird nun von den früher Aufgestandenen mit lautem Jubel begrüßt; man ruft ihm den Namen „Silvester“ entgegen, der ihm den ganzen Tag als eine Art Spottname bleibt und zu allerlei Neckereien Anlaß gibt. Dasselbe ist in den Schulen und Fabriken der Fall. Der zuletzt Angekommene ist an diesem Tage der Narr im Spiele. Ein anderer Silvesterbrauch herrscht in der Glarus benachbarten Gemeinde Ennenda. Dort schleichen sich größere Knaben oder junge Burschen in die Häuser, in denen kurz zuvor geschlachtet worden ist, und suchen sich aus den Rauchfängen oder Röhren ein Stück Speck oder Rauchfleisch oder eine Wurst zu holen, wozu es oft nicht ungefährlicher Klettereien bedarf. Ist ihnen diese List gelungen, so zeigen sie ihre Beute lachend den beraubten Hausbewohnern und traben vergnügt damit davon. Man nennt dies das „Speckjagen“. Die Sil-



Silvesterträume.

Von W. Claudius.

vesternacht bildet den Höhepunkt aller der Lustbarkeiten, die an diesen Tagen gebräuchlich sind. In den Häusern bleiben die Erwachsenen mit den größeren Kindern bis nach Mitternacht auf und warten unter Schmausereien und Gesängen den Anbruch des neuen Jahres ab. Da ist der Tisch schwer beladen mit allem Guten, was die Küche zu bieten vermag. Auch in den armen Häusern wird gehörig getafelt, vor allem Butterbrot gestrichen und Birnbrot oder „Gierzupfen“, Gierringe, sog. „Schenkeli“, „Hörnli“ und anderes Backwerk und geschwungener Rahm („Nidel“) gegessen. Um halb 12 Uhr beginnt das Glockengeläute in den Kirchthürmen und dauert bis wenige Minuten vor Mitternacht. Jetzt tritt eine feierliche Pause ein, bis es 12 Uhr schlägt. Wie der Glockenschlag ertönt, beglückwünscht man sich gegenseitig, die Glocken erschallen aufs neue, um das neue Jahr einzuläuten. In allen Wirtshäusern ist die ganze Nacht hindurch Tanz, zu welchem sich manche junge Leute verkleidet einsinden. Zuweilen singt auch vor dem Mitternachtsläuten oder in der Pause zwischen den beiden Geläuten ein Gesangsverein auf den Hauptplätzen des Ortes. In früheren Zeiten zogen in der Neujahrsnacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und sangen Neujahrslieder.

Unsere Rätselecke

Bilderrätsel.



Rätsel.

Ich habe ein Bett und schlafe doch nicht,
Auf und Mündung hab' ich und schieße
doch nicht.
Ich eile nur vorwärts und niemals zurück,
In der Wüste sucht mich vergebens dein Blick.
Auf der Karte kennst mich und die Brüder
du sehn,
Doch mußt du nicht Karten zum Spielen
verstehn.
Mein Vater ein Berg, meine Mutter die See,
Zur Mutter eil' ich hinab von der Höh'.
Die andern kommen und nähren mich groß,
Bis ich sterbend erreiche der Mutter Schoß.

Buchstabenrätsel.

Aber die feindliche Stellung am Fluß
Schwebte das Rätselwort.
Streichst du ein Zeichen, nennt es dir
Auch den Fluß sofort.

Kreuzrätsel.

a	a	a	a	a	a	a
a	c	d	e	e	e	e
e	e	e	g	h	h	i
i	i	k	k	k	l	l
m	n	n	n	n	p	r
r	r	r	s	s	s	s
s	u	u	u	u	w	z

Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Eine Stadt an der Havel, 2. einen Strom in Afrika, 3. ein Seeschiff, 4. einen Festtag, 5. eins von den westlichen russischen Gouvernements, 6. ein deutsches Königreich, 7. einen Erdteil.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in voriger Nummer.

Bilderrätsel: Versagliert.

Aufgabe:

Der erste Weihnachtsfeiertag 25. 12. 1915.

Zweifelbige Scharade: Christfest.

Rätselfrage:

Aus den drei Wörtern „Tiefe, Hofer, Gera“ erhält man durch Umstellung der Buchstaben den Festtag „Frohe Feiertage“.

Rahmenrätsel:

S i l b e r

D e z e m b e r
a i n e
r d n u
i l t t
u i e e
S t r e i t e r
Z i m m e r

Rätsel:

Kriegsandacht (Krieg, Sand, Acht).